

## **Narbenschmerzen**

**Leseprobe**

Die Stadt barst förmlich vor sommerlichem Leben. Touristen aus aller Welt drängten sich bereits am frühen Morgen durch die engen, mittelalterlichen Gassen. Laut lachende Italiener auf der Suche nach einer Bar, in der sie den gewohnten heimischen Espresso bekämen, übernächtigte Spanier oder Südamerikaner mit dunkel getönten Brillen und eine Gruppe Japaner, der es größtes Vergnügen bereitete, die Sushi-Auslage eines Fischladens gestenreich und lautstark kommentierend zu fotografieren. Zwischen ihnen die Einheimischen auf dem Weg von oder zum Wochenendeinkauf. Es grenzte fast an ein Wunder, dass wir uns in dem Gewusel erblickten. Cornelia war es, die mich aufhielt, als ich mich gerade zwischen etlichen lärmenden Südländern hindurchzwängte. „Keine Augen für mich? Wahrscheinlich hast du noch viel zu erledigen vor dem Urlaub, was?“, fragte sie, als sie mich in der ihr so typischen Art am Handgelenk festhielt. „Mir geht es nicht anders. An was man alles denken muss vor dem Verreisen ... Wollen wir eine Tasse Kaffee trinken gehen? Soviel Zeit wirst du wohl entbehren können, oder?“ Wieder der Griff ihrer Hand an die meine, eine dieser unwiderstehlichen Berührungen, die mir durch Mark und Bein gingen, und diese entwaffnende Offenheit. Nein, sie hatte mich nicht verletzen wollen mit ihrer Ablehnung, mich in meine Heimat zu begleiten und mehr noch: Sie war sich überhaupt nicht bewusst, dass sie mich damit getroffen hatte. Das wurde mir in diesem Augenblick klar, als sie vor mir stand, unschuldig wie ein kleines Mädchen,

voller Freude, mich in der Menschenmenge entdeckt zu haben. Und all meine Vorsätze, ihr meine Verletztheit zu zeigen und Distanz zu wahren, waren dahin.

Aus der halben waren über zwei Stunden geworden, die wir in dem schattigen Straßencafé saßen und plauderten. Sie freute sich auf die Reise mit Fran, sagte, sie sei noch nie soweit im Süden Italiens gewesen. Mir lag die Frage, wie weit in den Norden Deutschlands sie jemals gekommen war, auf der Zunge, aber letztendlich kam es mir dann doch albern und kindisch vor, das Thema nochmals aufzugreifen. Außerdem, so dachte ich damals noch, hätten wir ja Zeit, unendlich viel Zeit, um diese Fahrt nachzuholen.

„Wie lange wollt ihr unterwegs sein? Zwei Wochen, oder?“

„Mindestens. Vielleicht sogar noch ein paar Tage länger, je nachdem, wie es uns gefällt und wie lange das Geld reicht. Mein Geld vor allem“, fügte sie lachend an, „denn Fran hat ja genug! Wie lange bleibst du im hohen Norden?“ Gute Frage, ich wusste es noch nicht so genau. Geplant hatte ich auf jeden Fall drei Wochen, doch mit jedem Anruf meiner Großmutter wuchs die Liste dessen, was zu tun war. Kleine Reparaturarbeiten am und im Haus standen an, der Garten musste hergerichtet werden, Besuche bei Bekannten und Verwandten waren geplant, Einkäufe und Besorgungen zu erledigen und dergleichen mehr. Wenn ich dann auch noch ein wenig Zeit für mich selbst haben wollte, um Freunde aus meiner Jugend zu treffen und das Meer zu genießen, dann würde selbst diese Zeit knapp werden.

„Ich entscheide das ganz spontan, vielleicht drei Wochen oder vier, mal sehen. Habt ihr eigentlich jemanden, der sich um eure Wohnung kümmert? Lukas? Bei mir macht es die alte Frau, die über mir wohnt.“

„Bei uns erledigt das Tommy - du kennst ihn! Er war bei unserer Einweihungsfeier dabei. Auf ihn kann ich mich hundertprozentig verlassen.“

„Ja, das ist wichtig“ bestätigte ich, und versuchte, die wieder einmal aufkommende Eifersucht zu ignorieren. Conny hatte noch nie etwas von diesem Tommy erzählt, und auf der Feier hatte er sich im Hintergrund gehalten; nur einmal, am Buffet, hatten wir ein paar Worte miteinander gewechselt. Er war es gewesen, der mir eröffnete, dass Cornelia das Brot selbst gebacken hatte. Ansonsten war er still auf dem Sofa gesessen, mischte sich selten in die Diskussionen ein und lächelte lediglich wie ein Wissender, als Conny ihre Show abzog. Schon damals hatte ich mich gefragt, wie gut die beiden sich kannten. Nicht nur das Wissen um das Brotbacken, nein, auch ihr Umgang miteinander wirkte so vertraut, so ungemein selbstverständlich, als hätten sie keinerlei Geheimnisse voreinander. Er also sollte, nein, durfte sich um die Wohnung kümmern ... Na ja, ich selbst war ja nicht da, und irgendjemanden mussten sie damit beauftragen. Was aber wäre gewesen, wenn ich nicht auch verreist wäre? Hätten Conny und Fran mich gebeten, auf ihre Wohnung zu achten, oder war dieser Tommy von Beginn an erste Wahl gewesen? Und damit drängte sich mir wieder einmal die Frage auf, welche Wertigkeit ich überhaupt bei den beiden genoss.

Ich wusste es nicht und es lag mir, redete ich mir ein, auch nicht viel daran, es in Erfahrung zu bringen.

Conny riss mich aus meinen Grübeleien.

„Gehen wir noch an die Donau? Dort ist es jetzt am erträglichsten. Hast du so viel Zeit?“

Diese Frau hätte mit mir wirklich alles machen können! Sie hätte nur mit dem Finger schnippen müssen, ich hätte getan, was auch immer sie von mir verlangt hätte, um sie glücklich zu machen, um mich glücklich zu machen. Ich bin mir sicher, dass sie sich dessen bewusst war, doch ich erinnere mich an keine einzige Begebenheit, in der sie das ausgenutzt oder gar missbraucht hätte. Egal welche Situation ich Revue passieren ließ, nie fühlte ich mich von Cornelia in irgendeiner Form instrumentalisiert.

Später, mit Franziska, war das anders. Da hätte ich tausend und mehr Gelegenheiten gefunden, in denen ich Berechnung bei ihr sah, so wie ich sie benutzte für meine Zwecke. Aber bei Conny? Nein! Sie war sich ihrer selbst so gewiss, dass sie auf alle Werkzeuge verzichtete, die sie hätte einsetzen können, um Menschen zu manipulieren. Sie war in ihrer Art entwaffnend; selbst Fran, die auf den ersten Blick so starke und selbstbewusste Fran steckte sie mit einem Lächeln, einer Geste, einem Satz in die Tasche, und auch Franziska konnte damit leben!

Ich war mir unsicherer denn je, was Connys Gefühle mir gegenüber betraf. Dafür wuchs die Vertrautheit zwischen

Franziska und mir. Wir wurden förmlich zu Verbündeten, die wir gegen Cornelia nie hatten sein müssen!

Ich weiß selbst nicht so genau, weswegen mir das hier und heute so wichtig erscheint, weswegen ich das bereits zum dritten Mal erwähne, aber Franziska wurde zunehmend offener, legte ihre Ruppigkeit und ihren Zynismus ab, wann immer wir uns trafen. Und nachdem sie mir auf den Kopf zugesagt hatte, dass ich in Conny verliebt war, verhielt sie sich bei diesem Thema viel sensibler. Sie fragte mich auf einmal, wie es mir ginge, wie ich mich fühlte und was ich so machte, um mit meinen Empfindungen umgehen zu können. Manchmal ertappte ich mich dabei, dass ich ihr unterstellte, aus dem von mir Gehörten Nützliches für sich selbst oder wen auch immer ziehen zu wollen. Doch nahm sie nicht einfach Anteil an meiner Situation, so gut es ihr eben möglich war?

Ob sie Conny gegenüber jemals etwas von unseren Treffen und Gesprächen erwähnte? Ich weiß es nicht, und es war und ist mir auch egal. Nein, das ist falsch! Ich würde mir etwas vormachen, wenn ich das behauptete. Was ich mir erhoffte war, dass Fran, bewusst oder unbewusst, Hilfestellung für mich leistete, indem sie Conny gegenüber von mir berichtete. Ob dem so war?

Die beiden reisten vor mir ab. Das war auf der einen Seite gut, konnte ich mir doch einbilden, vor meiner eigenen Abfahrt nichts versäumt zu haben. Andererseits jedoch war es ein schmerzliches Gefühl, den Wagen, in dem ich noch gar nicht so lange Zeit zuvor mit Cornelia

die kurze Reise in ihre Vergangenheit gemacht hatte, davonfahren zu sehen. Zum Abschied war auch Tommy erschienen. Dass er kommen würde, war logisch, schließlich müsste, so dachte ich, ja auch die Schlüsselübergabe stattfinden. Zu meiner großen Verwunderung und, ich gestehe es, noch größeren Verärgerung, besaß er bereits einen Schlüssel zu der Wohnung. Sofort bohrte meine wiedererwachte Eifersucht in mir: Was hatte Tommy, dass er einen solch großen Vertrauensvorsprung mir gegenüber genoss? Und was alles hatte mir der Kontrahent noch voraus? Doch wollte ich es wirklich wissen?

„Gehen wir noch etwas trinken?“, fragte mich dieser Tommy, als der Wagen außer Sichtweite war.

„Nee, keine Zeit“, kanzelte ich ihn ab.

„Schade“, antwortete er ungerührt, „wir haben wohl, was ich so von Cornelia weiß, einige Ähnlichkeiten. Na ja, wenn du mal Lust haben solltest in den nächsten Tagen oder Wochen ...“ Damit gab er mir einen zerknitterten Zettel, auf den er rasch noch seine Handynummer geschrieben hatte.

„Ich glaube kaum, dass ich Zeit habe. Außerdem fahre ich morgen auch fort und weiß noch nicht, wann ich wieder komme. Sonst hätte schon ich auf die Wohnung der beiden aufgepasst! Aber danke trotzdem!“ Meine Erwiderung fiel ziemlich barsch aus und ich sah ihm seine Verwunderung an. Doch anstatt sich auf eine Diskussion einzulassen, zuckte er lediglich mit den Achseln, wandte sich von mir ab und ging. Den Zettel steckte ich, ohne weiter darüber nachzudenken, in

meinen Geldbeutel - ein glücklicher Umstand, denn ich würde um den Kontakt zu Tommy eines Tages noch froh sein. Als er davonschlenderte, fiel mir die Ruhe und Selbstsicherheit auf, die er ausstrahlte und die ich bisher nur von einer Person gekannt hatte - von Cornelia!

Dass die Ähnlichkeit kein Wunder war, wurde mir erst später klar, während der wenigen, aber intensiven Begegnungen, die wir noch haben sollten. Tommy war Cornelias Bruder!

Eigentlich ist es zu früh, bereits an dieser Stelle zu erzählen, was es mit Tommy auf sich hatte, aber der Spannungsbogen ist im Moment unwichtig. Für mich birgt diese Geschichte so viel Spannung, dass ich auf künstlich erzeugte verzichten kann.

Nun gut, Tommy war Cornelias Bruder. Warum aber hatte sie mir das verschwiegen? Natürlich hatte ich mir gemerkt, dass sie vier Brüder hatte, doch nie hatte sie ein Wort darüber verloren, dass zumindest einer von ihnen in Regensburg lebte und mehr als nur loser Kontakt zwischen ihnen bestand. Und auch er hätte, als wir nach der Abfahrt der beiden dastanden, für Klärung der Verhältnisse sorgen können. Wobei: Bei ihm verstehe ich es! Für ihn war die Sachlage ja klar, und ich, ich hatte ihn, als er anbot, uns ein wenig zu unterhalten, in meiner verbohrten Eifersucht abblitzen lassen. Weswegen aber das Schweigen Cornelias? Was hatte sie damit bezweckt, mich im Ungewissen zu lassen? War es ihr gar nicht in den Sinn gekommen, dass ich



eifersüchtig sein könnte auf einen vermeintlichen Nebenbuhler? War es in ihrem Verständnis vielleicht sonnenklar gewesen, dass ich um ihr verwandtschaftliches Verhältnis zu Tommy wusste?

Auch so entwickelt sich das Schicksal, und man mag sich manchmal fragen, ob wirklich alles vorbestimmt ist, oder ob man, durch sein Verhalten, Handeln und Denken, nicht doch auch Einfluss nimmt auf den Fortgang des Lebens. Das Zweifeln, das Fragen nach Sinn und Unsinn kommt immer wieder, es lässt sich nicht abstellen. Und wenn ich heute überzeugt davon bin, dass alles im Leben vorbestimmt ist, dann kann meine morgige Überzeugung eine ganz andere sein. Wer weiß schon, ob sich irgendetwas anders entwickelt hätte, wenn ich damals erfahren hätte, was Tommy wusste und mir später anvertraute. Möglicherweise, und ich wache noch heute so manche Nacht über dieser Frage. Doch wer kann es mit Gewissheit sagen, wie „Wenn und Aber“ sich auswirken? Habe ich darüber schon schwadroniert? Vermutlich, denn es ist eines meiner Lieblingsthemen, was, wenn man den bisherigen und vor allem den weiteren Verlauf meiner Geschichte betrachtet, nicht verwunderlich sein dürfte. Das gilt nicht nur für mich; man muss doch nur überlegen, durch welche Faktoren das eigene Leben geprägt wurde. Auf was stößt man in der Regel? Auf „Wenn und Aber“!

Diese Möglichkeit, zwischen verschiedenen Wegen zu wählen, ist es, was den Menschen vom Tier unterscheidet, dem ein ganz bestimmter Lebensweg

vorgegeben ist! Welche Alternativen bieten sich einer Ameise? Und was treibt Schnecken an, ihren Weg zu gehen?

Ich will niemanden mit meinen pseudo-philosophischen Ansichten langweilen, das habe ich anfangs zu Genüge getan, fürchte ich. Doch die Monate mit Conny neigen sich dem Ende zu, und immer, wenn ich daran denke, egal, wo ich bin und was ich tue, werde ich wehmütig. Noch wehmütiger als ich von Natur aus bin - von Mutter mitgegeben, oder, wie es so schön heißt „mit der Muttermilch aufgesogen“. Vielleicht bin ich auch einfach nur selbstmitleidig, das mag schon sein, aber das erlaube ich mir. Selbstmitleid ist eine durchaus wichtige Form der Trauer, das habe ich gelernt. Wenn man einen vertrauten, geliebten Menschen verloren hat, egal ob durch Trennung oder Tod, dann hat man das Recht, sich selbst zu bemitleiden. Und niemandem, keinem Menschen auf der Welt, steht es zu, die Zeit zu bestimmen, die diese Trauer anhält.

Auch ich brach in meinen Urlaub auf. Die Nordsee rief und mit ihr Weite und Freiheit, wie ich sie in der Oberpfalz nicht finden konnte, so sehr mir die Gegend auch ans Herz gewachsen war. Ich konnte es kaum erwarten, mir meinen Kopf vom rauen Wind der See durchpusten zu lassen, und dennoch war diese Fahrt anders als sonst.

Erst als ich den Zug verließ, am Ende eines langen Tages, an dem meine Gedanken immer und immer wieder abgeschweift waren zu Cornelia, als ich die Seeluft das

erste Mal seit Ewigkeiten wieder einatmete und den salzigen Wind spürte, registrierte ich, wie sehr ich diesen Landstrich wirklich vermisst hatte. Normalerweise genoss ich die Zugfahrten nordwärts in die vertraute Umgebung, das wechselnde Gesicht der Landschaften und die immer heimischer werdende Klangfärbung der Stimmen Mitreisender. Doch diesmal hatten sich mein Körper und meine Seele nach genau der anderen Richtung gesehnt, nach Süden, dorthin, wo ich Cornelia vermutete.

Wie gerädert, Beine und Kopf schwer wie Blei, blickte ich dem Zug nach, der sich in Richtung Dänemark entfernte.

Mutter und Großmutter erwarteten mich am Bahnsteig. Dass sie beide gekommen waren, überraschte mich. Die Freude, mich wiederzusehen, muss für sie sehr groß gewesen sein! Auch wenn es nicht entscheidend ist für den weiteren Verlauf der Ereignisse, so möchte ich hier doch ein paar Worte zu den beiden verlieren:

Meine Großmutter stammte ursprünglich aus München und zog mit ihren Eltern nach Norddeutschland, als sie etwa 18 Jahre alt war. Ein einziges Mal hatte sie mir erzählt, dass es der dreiköpfigen Familie finanziell nicht gut gegangen war in ihrer bayerischen Heimat. Nachdem mein Urgroßvater arbeitslos geworden war, fand sich ein Ausweg aus der Situation, indem sie bei einem Onkel meiner Großmutter eine Anstellung auf dessen Reiterhof in Nordfriesland annahm. Da er und seine Frau kinderlos waren, meine Oma Maria viel mithalf und

Freude am Umgang mit Menschen und Pferden hatte, übergaben sie ihr den Hof anlässlich ihres 30sten Geburtstags.

Dass Großmutter kurz nach ihrer Ankunft auf dem Hof Mutter geworden war, habe ich noch nicht erwähnt. Von wem sie das Kind erwartete, blieb ihr Leben lang ihr Geheimnis. Das war ein absolutes Tabuthema in der Familie und führte immer wieder zu Auseinandersetzungen zwischen den beiden Frauen. Aber das nur am Rande.

Oma war, als ich zu Besuch kam, noch keine 70 Jahre alt. Eigentlich noch jung genug, um vieles selbst zu erledigen. Doch fortschreitende Osteoporose zwang sie, körperliche Arbeit so gut es ging zu meiden. Aus diesem Grund hatte sie auch den Pferdehof verkauft und war somit in der Lage, für sich, meine Mutter und selbst für mich gut zu sorgen.

Etwas, was mich meine ganze Kindheit und Jugend lang faszinierte, war, dass sie ihren bayrischen Dialekt in all den Jahren im Norden nie ganz abgelegt hatte; mittlerweile ist mir klar, dass das gar nichts so Besonderes ist. Aber als Kind war ich stolz darauf, eine Oma zu haben, die anders sprach als die Großeltern meiner Spielkameraden! Wenn Freunde bei uns auf dem Hof waren, baten und bettelten wir oft so lange, bis Großmutter sich die Zeit nahm, uns eine ihrer schier zahllosen Geschichten zu erzählen. Und meine größte Freude war es dann, die Gesichter reihum zu beobachten, zu sehen, wie die Augen groß und größer wurden und ein Mund nach dem anderen aufklappte. Denn es war nicht nur der fremde Klang, der die kleinen Zuhörer fesselte,

sondern vor allem die Art und Weise, wie diese Frau es verstand, Geschichten zu erzählen.

Sie hatte die Geschicke der Familie fest im Griff, zumal sie auch - mehr oder weniger - für meine Mutter verantwortlich war. Vielmehr, sich für verantwortlich hielt!

Ja, was war mit meiner Mutter? Und mit meinem Vater? Und weswegen sollte meine Oma sich für ihre Tochter verantwortlich fühlen? Ein Verkehrsunfall kostete meinen Vater das Leben, als ich gerade mal zwei Jahre alt war, und fesselte meine Mutter an den Rollstuhl und irgendwie auch an meine Großmutter. Nicht mehr und nicht weniger.

Ob meine Mutter sehr mit ihrem Schicksal haderte? Davon gehe ich aus, wie könnte es auch anders sein. Aber als ich in ein Alter kam, da ich das hätte wirklich beurteilen können, hatte sie ihre Trauer, ihre Wut oder was auch immer die sie nach dem Schicksalsschlag beherrschenden Gefühle gewesen waren, bereits überwunden - glaube ich. Auf jeden Fall hatte sie gelernt, entsprechende Regungen vor mir zu verbergen. Mama lebte sehr zurückgezogen und verbrachte ganze Tage mit sich allein. Manchmal sah ich sie nicht einmal zu den Mahlzeiten, aber das war für mich normal. Zwischenzeitlich war sie wochenlang in Krankenhäusern, und jedes Mal aufs Neue hegte ich die Hoffnung, sie käme ohne ihren Rollstuhl wieder - immer wieder vergebens.

Aufgrund Mutters Zurückgezogenheit war meine Oma die erste Anlaufstelle für mich, wenn ich voll Stolz über

eine gute Note oder wütend wegen einer angeblich falschen und ungerechten Behandlung aus der Schule kam. Sie war es, die meine Erziehung übernahm, und sie war es, die mich prägte. Sie ersetzte mir meine Mutter, die unser Leben wie ein Schatten begleitete.

Großmutter hatte wie immer gebacken und gekocht, als ich am Abend angekommen war. Natürlich das, was ihr Enkel am liebsten mochte: richtige, original nordfriesische Kost! Ich kenne niemanden, der diese Kunst besser beherrscht hätte als sie, und als ich das Haus betrat mit all seinen Düften nach diversen Speisen, lief mir das Wasser im Mund zusammen.

Als meine Beziehung zu Cornelia kompliziert wurde, waren mir Appetit und Hunger abhandengekommen und ich stocherte mehr in meinen Mahlzeiten herum, als dass ich wirklich gegessen hätte. Mit den vertrauten Gerüchen aus Großmutters Küche kam die Esslust schlagartig zurück. Es schien, als wolle mein Körper all das, was ich ihm während der letzten Tage und Wochen verweigert hatte, innerhalb einer Stunde nachfordern. Mutter und Oma saßen mit strahlenden Augen neben mir und sahen begeistert zu, wie ich eine Portion nach der anderen in mich hinein schlang.

„Da bin ich aber beruhigt, dass der Junge nicht krank ist“, bemerkte meine Oma, „so blass, wie er aussah am Bahnhof, dachte ich, er habe sich den Magen verdorben. Aber dir fehlt wohl nur die Seeluft, was, Junge?“ Ich nickte stumm mit dem Kopf, während ich mich zum Abschluss über die große Glasschale hermachte, um die

Reste der köstlichen Fruchtgrütze herauszukratzen. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, als ich die beiden mir so glücklich gegenüber sitzen sah, denn aus dem tatsächlichen Hunger war mehr und mehr Verzweiflung geworden, die mich nicht aufhören ließ zu essen. Ich wollte nicht reden, ich wollte nicht denken, ich wollte einfach nur den Kummer und die unendliche Sehnsucht nach Cornelia vergessen, die mich begleitet hatten. Frustfressen, das war es, was mich mit meiner Ankunft überfallen hatte und mich bis zum Tag meiner Abfahrt nicht wieder verlassen sollte.

Neben dem Kummer war Angst mein Begleiter, Angst vor der Erinnerung, die mir einerseits die Tage unerträglich lang machen würde. Andererseits überfiel mich geradezu Panik bei dem Gedanken, Conny könne sich aus meiner Erinnerung entfernen.

Wer kennt dieses Gefühl nicht, dass sich ein Mensch zu verflüchtigen beginnt, sobald man den Kontakt zueinander verliert? Gut, zwei oder drei Wochen sind keine Zeitspanne, die eine Erinnerung verblassen lassen. Aber die ersten Anzeichen dessen, was Vergessen bedeutet, was es heißt, erste Nuancen eines Menschen ziehen zu lassen, ohne die Möglichkeit zu haben, sich dagegen zu wehren, sind schmerzhaft. Drohungen, die Wunden schlagen und einen in der Nacht aus dem Schlaf aufschrecken lassen. So als hätte ich eine Vorahnung gehabt, kam die Angst mit der Erkenntnis, dass nur wenige Wochen ausreichten, diesen Prozess in Gang zu setzen.

Noch einmal zurück zum Esstisch:

Mit Großmutter's Zubereitung ihres ganz speziellen Kaffees ging das Mahl zu Ende. Dieser Kaffee war immer etwas Besonderes für mich gewesen, wenn ich nach Hause kam: Während Oma mir beim Essen zusah, hatte sie die Bohnen mit ihrer alten Handmühle gemahlen, und dann, einer feierlichen Zeremonie gleich, Schluck für Schluck sprudelnd kochendes Wasser über den Filter gegossen. Es lag eine Zärtlichkeit in diesem simplen Vorgang, die mich an diesem Tag zu Tränen rührte. Erst als Mutter mich vollkommen verstört fragte, was denn um Himmels willen mit mir los sei, bemerkte ich die Tränen, die mir tatsächlich über die Wangen liefen.

Mit meiner Abfahrt aus Regensburg hatten mich tiefe Traurigkeit und Melancholie überfallen; an diesem Tag schien etwas in mir zu zerbrechen, als wäre ein Lebensabschnitt unweigerlich zu Ende gegangen. Es war die Trauer um etwas, was ich nie besessen hatte und was ich wohl nie besitzen würde: Cornelias Liebe! Und als ich meiner Großmutter zusah, suchte sich diese Stimmung ihr Ventil.

Ich mochte mit den beiden nicht darüber sprechen, nicht in dem Augenblick und nicht während der ganzen 23 Tage, die ich letztendlich bei und mit ihnen verbringen sollte. Cornelia, Franziska und all das erwähnte ich ihnen gegenüber mit keinem Wort, als wollte ich mir dieses Haus an der Küste als unbelasteten Rückzugsort erhalten.

Während der gesamten Zeit aß ich annähernd so viel wie am Tag meiner Ankunft; wusste mein Körper instinktiv,



dass er Kraft und Energie sammeln müsste für die kommende Zeit? Natürlich ist es Unsinn, ich weiß es selbst! All das, was ich im Nachhinein als Vorzeichen deutete, war ganz natürlich zu erklären gewesen, denn seit Langem hatte ich nicht so viel körperlich gearbeitet wie in der ersten Woche meines Aufenthalts. Jeden Tag war ich stundenlang im Freien, im Garten, am Meer, in den Dünen. Ich arbeitete, lief, fuhr Rad und machte weite Reitausflüge auf einem der drei Pferde, die abzugeben meine Großmutter sich standhaft weigerte, wenn sie auch Arbeit und Mühsal bedeuteten.

Stundenlang war ich in diesen Tagen mit mir und meinen Gedanken alleine, stundenlang sprach ich kein Wort, oftmals den ganzen Tag nicht. Abends zog ich mich meistens sehr zeitig in mein altes Kinderzimmer zurück, hörte Cornelias Musik und starrte vor mich hin. Die beiden Frauen ließen mich gewähren, ohne zu fragen, ohne etwas zu sagen. Und das war gut - denn wer weiß, was geschehen wäre, wenn ich doch zu reden begonnen hätte.

Ich arbeitete viel, meine Großmutter war begeistert von dem, was ich alleine in der ersten Woche schaffte. Der Garten sah aus wie geleckert, drei Zimmer des Hauses hatte ich frisch gestrichen, Unmengen an Brennholz für den Winter gehackt und den Keller entrümpelt. Es war, als führte ich einen Wettlauf gegen die Zeit. Und als ich nach zwei Wochen fertig war, als ich buchstäblich nichts mehr zu tun fand, stürzte ich mich umso mehr auf

sportliche Aktivitäten, als ob ich so vor meinen Gedanken und Ängsten davonlaufen könnte.

Gegen Ende der zweiten Woche hatte ich mich durchgerungen, meine freiwillige Isolation aufzugeben. Ich fuhr mit dem Rad in das nahe gelegene Büsum, das vor sommerlicher Lebendigkeit nur so brodelte. Die letzten Jahre hatte ich den Ort im Hochsommer gemieden, ich bevorzugte Besuche, wenn die Vergnügungslokale bereits geschlossen hatten und sich nur noch vereinzelte Gäste hierher verirrten, diejenigen, die Stille suchten, das Anheimelnde der Lokale und Kneipen. Doch damals stand mir der Sinn auf einmal nach Lärm, Menschenmengen und der Möglichkeit, in die Anonymität des Urlaubsortes einzudringen und darin unterzutauchen. In der dritten Woche schließlich nahm ich mit Freunden und Bekannten Kontakt auf, die ich zum Teil seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Im Grunde genommen legte ich keinen gesteigerten Wert auf die Treffen, aber ich wusste: Mutter und Oma hatten in ihrem Umfeld kundgetan, dass ich käme, und so war es unvermeidlich, dass auch einige meiner ehemaligen Freunde davon erfahren hatten. Es hätte mir gleichgültig sein können, was sie davon hielten, wenn ich mich nicht mit ihnen in Verbindung setzte, doch irgendwo in mir verspürte ich ein undefinierbares Unbehagen bei dem Gedanken, alle Verbindungen zu vergangenen Zeiten abubrechen.

Über die Treffen, die sich ergeben hatten, will ich mich nicht weiter auslassen, sie waren allesamt höchst langweilig. Es war das Aufwärmen alter Geschichten, wie man sie sich erzählt, wenn es ansonsten keine

Gemeinsamkeiten mehr gibt. Gerede über die angeblich guten alten Zeiten, mehr war es nicht. Doch anstatt ehrlich zu sein, aufzustehen und zu gehen, hockte ich stundenlang in dunklen, lauten, verrauchten Kneipen und trank ein Bier nach dem anderen, um spät in der Nacht betrunken mit dem alten Rad nach Hause zu fahren. Aber ganz tief im Verborgenen, ohne es mir wirklich eingestanden zu haben, genoss ich diese Rückkehr in eine Vergangenheit, die im Grunde nicht mehr existierte.

Nach den Tagen, nach den Abenden kamen die Nächte, und mit ihnen die Träume.

Haben Sie jemals nach einer Definition gesucht für das, was in unseren Gehirnen abläuft, während wir träumen? In einem Brockhauslexikon aus dem Jahr 1982, das ich vor einigen Jahren auf einem Trödelmarkt günstig erstanden habe, heißt es unter anderem:

„Träume: in bestimmten Phasen des Schlafes auftretende halluzinationsartige Eindrücke vorwiegend visueller Qualität bei Menschen und höheren Tieren. Träume werden in einem eingeschränkten, veränderten Bewusstsein erlebt und entstehen als Erscheinungsform des Unbewussten passiv und ohne Lenkung des bewussten Ich“. Und dann heißt es ein paar Absätze weiter: „Träume stellen nach der orthodoxen Theorie Freuds meist eine fiktive Erfüllung von verdrängten Wünschen dar.“

Es gibt natürlich auch andere, weit umfangreichere Definitionen des Begriffs, für meine Zwecke jedoch ist diese ausreichend.

In meiner ersten Urlaubswoche träumte ich fast jede Nacht, wie hätte es anders sein können, von Conny; sie war schier allgegenwärtig. Einmal traf ich sie auf dem Deich, ein anderes Mal irgendwo in einer großen Stadt, in der sie sich verlaufen hatte und mich um Hilfe bat. In erster Linie jedoch waren es Träume erotischer Art, aus deren Mitte ich aufschreckte, enttäuscht, mich alleine in meinem Jugendbett vorzufinden. In dieser Woche brannte ich lichterloh, nicht einmal Gartenarbeit und die geliebten Ausritte mochten mich ablenken. Ich war unkonzentriert, meine Gedanken entglitten mir, egal was ich tat und wo ich mich befand, alles um mich herum versank im Nebel dieser Traumwelten.

Doch je mehr Tage und vor allem Nächte vergingen, desto weiter trat Cornelia in den Hintergrund - und umso mehr verstärkte sich die Angst vor dem Vergessen! Stattdessen fanden Meer und Watt zunehmend Zugang zu meinen Träumen. Die von der Landschaft ausgehende Ruhe machte sich in meinem Kopf breit, wohl auch bedingt durch das Rauschen der Wellen, das durch die geöffneten Fenster des Schlafzimmers in mich drang. Es waren schöne, friedliche und erholsame Träume - doch schienen sie lediglich als Atempause zu dienen. Gegen Ende meines Urlaubs drängte sich nämlich ein anderes Bild in dieses angeblich Unbewusste, das die Träume entstehen lässt: Franziska!

Zunächst nur am Rande, wie zufällig, kam sie näher und schob Cornelia in immer tiefere Ecken meines Gehirns. In diesen Bildern verlor sie all das Harte, Widerspenstige und Kratzbürstige, das der realen

Franziska oft zu eigen war. Auf einmal waren auch die Piercings, die Tätowierungen, die schrillen Klamotten und ihre furchtbaren Frisuren verschwunden, und zum Vorschein kam ein zartes, sanftes, liebevolles Wesen, in das sich mein Traum-Ich sofort verliebte. Die Träume wurden intensiver und eindringlicher als alle vorherigen, die Cornelia zum Inhalt gehabt hatten, verstörend und irritierend, beängstigend und alarmierend. Es war eine Entwicklungsgeschichte, die sich da abspielte während meines Schlafes, Traum reihte sich an Traum, als gäbe es keine Unterbrechung durch den Tag.

Ich mochte diese Träume nicht, sie erschreckten mich, auch wenn sie in sich schön waren, sanft und ohne Bedrohung. Doch das Gefühl beschlich mich, ich verriete und verletzte Cornelia und unsere Beziehung, selbst in diesen anderen Welten. Wie aber hätte ich mich dagegen zur Wehr setzen können? Aus Ratlosigkeit und schierer Verzweiflung beschloss ich während der letzten Urlaubstage, nicht mehr zu schlafen. Ich wollte nichts mehr wissen von den Versuchungen dieser Traumfigur! Es war nicht leicht, diesen Vorsatz durchzuhalten, denn neben dem Schlafbedürfnis des Körpers drängte etwas in mir mit Macht zurück in diese absurde Traumwelt. Franziska lockte, penetrant, unnachgiebig, bis ihr Bild mich zu guter Letzt auch im Wachzustand nicht mehr losließ.

Die drei Wochen an der Nordsee gingen zu Ende; schweren Herzens und glücklich zugleich packte ich meine Sachen

und fuhr zurück nach Regensburg, müde, aber satt. Gefüllt mit Meer, Luft, Sonne und vor allem Omas Essen. Es war wie eine Kur gewesen, und ich hatte mindestens zwei oder drei Kilogramm zugenommen. Cornelia würde mich auslachen, dachte ich bei mir, und ertappte mich dabei, dass diesem ein angstvolles ‚und was wird Fran sagen?‘ folgte. Als ob es mir nicht vollkommen gleichgültig sein konnte, was ausgerechnet sie von mir dachte!

‚Was sind schon Träume!‘, schimpfte ich mich. ‚Lass dich doch nicht durcheinanderbringen von diesem Quatsch! Es wird Zeit, dass du dieses verzogene Gör wieder siehst - dann werden die Träume schnell vergessen sein!‘ Doch es war etwas geschehen in und mit mir, und ein Teil meines Gehirns weigerte sich standhaft, das zu verdrängen ...

In Regensburg führte mich mein erster Weg zu den beiden. Ich wollte mich zurückmelden, um „Hallo“ zu sagen; und mit etwas Glück, so meine Hoffnung, hätten sie Zeit und Lust, von ihrem Urlaub zu erzählen. Tatsächlich stand ihr Auto vor der Tür, noch immer voll bepackt, als wären sie eben erst angekommen. Ich läutete, sie waren zuhause. Selbst Conny hatte sich ihrer ewigen Jeans entledigt und trug Shorts zu einem luftigen Top. Richtig verführerisch sah sie aus und ich konnte mich nicht sattsehen an den langen, bronzefarbenen Beinen. Doch anstatt die Koffer auszupacken, war sie dabei, Kleidungsstücke in eine Reisetasche zu stopfen.

„Ich dachte, ihr seid schon längst wieder da, aber euer Auto ...“ Franziska, im Übrigen exakt so, wie ich sie aus der Wirklichkeit kannte, lediglich die für sie so typische Blässe war ungesundem Rot gewichen, erwiderte, sie wären erst am Morgen zurückgekehrt, und auch nur deshalb, weil ein Anruf sie in Italien erreicht hatte.

„Ein Todesfall in Cornys Familie“, sagte Franziska, eher beiläufig als betroffen. „da mussten wir leider weg aus Bari! Deshalb packt sie auch schon wieder. Du hast Glück, dass du sie noch antriffst - oder, Conny? Du wolltest doch eigentlich schon fort sein, was?“ Die Angesprochene nickte nur. Sie stand vor ihrem Schrank und schien zu überlegen, was sie noch mitnehmen sollte. Mich beschlich das Gefühl, sie wolle meinem Blick ausweichen, als wäre ihr meine Nähe unbehaglich. Die Hürde zwischen uns, die ich bereits vor dem Urlaub gespürt hatte, schien noch höher geworden zu sein, und mein Magen verkrampfte sich unwillkürlich. Warum sprach Conny nicht mit mir? Warum sah sie mich nicht einmal an? Als hätte ich ihr etwas angetan, als wüsste sie von meiner Untreue während der Träume. Quatsch, was bildete ich mir da denn ein! Sie war eben mit anderen Dingen beschäftigt. War ja auch verständlich. Der Verstorbene war bestimmt jemand, der ihr nahe gestanden war, denn hätte man sie ansonsten aus dem Urlaub zurückgeholt?

„Conny ...“ setzte ich an und unterbrach. Ich musste mich räuspern, meine Stimme klang rau. „Kann ich dir irgendwie helfen? Kann ich etwas Gutes für dich tun?“ Natürlich klang das albern, doch was sonst hätte ich in

dem Moment sagen sollen? Dass es mir leidtäte? Ich wusste ja noch nicht einmal, wer gestorben war.

Dieser banale, ja, hilflose Satz schien sie aus der Trance zu wecken, in der sie sich befunden hatte. Cornelia wandte sich um und trat auf mich zu. Ich spürte ihre Nähe und ein Kribbeln lief durch meinen Körper; nein, es war eher wie ein andauernder Stromimpuls, ein Gefühl, wie ich es zuvor noch nicht erlebt hatte.

„Du bist lieb!“, flüsterte sie und strich mit den Fingern ihrer Linken über meine Wange. „Ist es dir gut gegangen in deinem Norden, ja? Nächstes Jahr fahre ich mit, versprochen!“ Ich wollte ihr anbieten, sie zumindest zum Bahnhof zu bringen, doch schon im Ansatz, als wüsste sie, was ich sagen wollte, blockte Conny ab. Sie müsse jetzt alleine sein, meinte sie, aber in ein paar Tagen käme sie wieder zurück, und dann hätten wir Zeit genug, um zu reden. Dann sah sie mich an, mit einem Blick, in dem ich fast zu ertrinken drohte. Ich verlor meinen Halt in ihren Augen, ihrer Stimme, ihrer Berührung und in der Gewissheit, dass sie recht hatte: Ja, ich würde endlich, endlich reden!

Conny umarmte mich, und wieder war es dieser feine Duft nach irgendetwas, der mich umfing, umgarnte, lockte und meine Sinne verstörte. Mir wurde schwindlig vor Verlangen, die ganze Liebe zu diesem Menschen, den ich in den Armen hielt für einen viel zu kurzen Augenblick, erfüllte mich schlagartig.

„Pass auf dich auf!“, flüsterte sie leise in mein Ohr.



„Und du erst recht“, murmelte ich. Ich weiß nicht, ob sie mich überhaupt verstanden hatte. Ein Kloß in meinem Hals hinderte mich daran, all das zur Sprache zu bringen, was ich ihr in dem Augenblick hätte sagen wollen. Ich schwieg, und Cornelia löste sich von mir. Sie ging zu ihrem Bett, auf dem sich Fran ausgestreckt hatte, legte sich neben sie und schloss die Augen. Ich kam mir vor wie ein Voyeur und zog mich diskret in den Gang zurück, wartete und lauschte, unschlüssig, ob ich gehen sollte oder bleiben durfte. Nur ein paar Minuten später kam Cornelia heraus, in ihrer Hand die Reisetasche. Sie hatte sich umgezogen, trug nun schwarze Jeans und ein dunkelgraues T-Shirt. Sie sah müde aus, müde und unendlich traurig. Noch einmal umarmten wir uns kurz, bevor sie ging. Als sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, warf ich noch einen Blick in ihr Zimmer. Franziska hatte sich auf den Bauch gelegt und den Kopf von der Tür abgewandt. Dennoch wusste sie, dass ich da stand und sie anblickte.

„Ich bin müde“, sagte sie, mit einem Ton in ihrer Stimme, der neu für mich war, „wir sind die ganze Nacht durchgefahren. Ich muss jetzt schlafen. Lass mich bitte allein.“

Und ich ging.

Vier Tage waren vergangen seit Cornelia fort war, vier Tage, während derer ich mich nicht bei Franziska gemeldet hatte - und sie sich nicht bei mir.

„Von dir sieht und hört man ja überhaupt nichts mehr! Wollen wir nicht mal was gemeinsam unternehmen? Gehen

wir doch wieder einmal Brotzeit machen!“ sprach sie mich an, als wir uns am fünften Tag zufällig über den Weg liefen. Warum nicht, dachte ich mir, bestimmt wusste Franziska etwas von Conny oder konnte mir zumindest etwas von ihrer Reise erzählen. Vielleicht hatte sie sogar schon Fotos, Fotos von Cornelia ...

Wir trafen uns in einem Biergarten an der Donau. Es war ein schöner, warmer Sommerabend, und wir berichteten, was uns während der Urlaubszeit widerfahren war. Jeglicher Sarkasmus und Zynismus war aus Fran gewichen. Das hatte bei unseren letzten Begegnungen seinen Anfang genommen, doch so offensichtlich wie dieses Mal war es noch nie zutage getreten. Auf einmal kehrten meine Erinnerungen an die Träume zurück, begann ich zu ahnen, dass es diese Franziska, die sich in meiner Fantasie gezeigt hatte, vielleicht tatsächlich geben mochte. Ich beobachtete sie, wie sie mir so ganz entspannt gegenüber saß und mit leuchtenden Augen von Sonnenuntergängen am Meer schwärmte, die sie irgendwo abseits der Touristenströme bei einer Flasche Wein genossen hatten.

„Wir sind uns sehr nahe gekommen, weißt du“, sagte sie im Verlauf dieses Abends, „diesen Urlaub haben wir gebraucht füreinander!“

„Das ist schön, das freut mich für euch“, antwortete ich, Verständnis und Freude heuchelnd, innerlich jedoch vor Neid und Eifersucht fast platzend. ‚Eifersucht auf wen?‘, fragte ich mich irritiert, und gab mir zugleich selbst die Antwort: ‚Auf beide!‘

Irgendwann während dieser Stunden begann sich Franziskas Verhalten dem von Conny anzugleichen - es dauerte eine Weile, bis ich es überhaupt bemerkte. Sie legte ihre Hand auf die meine, strich über meinen Arm, ihre Gestik änderte sich und all das Fahrige und Unstete in ihr wich nach und nach einer Ruhe, die ich so an ihr nicht kannte. Selbst meinen Blick ließ sie zu - und zum ersten Mal registrierte ich das bemerkenswerte Farbenspiel in ihren Augen.

Als es bereits Nacht war und frische, kühle Luft vom Fluss herauf kam, machten wir uns auf den Heimweg. Sie griff nach meinem Arm und legte ihn um ihre Taille. Eine Geste, die mir zu weit ging, doch wagte ich es nicht, ihn zurückzuziehen. Weil ich Angst hatte - und weil ich die Berührung zugleich genoss. Vor der Haustür hauchte sie mir einen zarten Gutenachtkuss auf die Wange. Als sie sich dazu auf die Zehenspitzen stellte, nahm ich etwas wahr, das ich bisher nur mit einem einzigen Menschen in Verbindung gebracht hatte: Cornelias Duft!

In dieser Nacht schlief ich kaum. Schlechtes Gewissen plagte mich, obwohl ich mir keiner Schuld hätte bewusst sein müssen. Es war ja nichts geschehen - oder doch? Meine Gefühle spielten verrückt, ich wusste nicht mehr, was ich empfand und was nicht, was ich wollte und was nicht. Was war nur los? Konnte ein einziger Abend die Sehnsüchte von Monaten vergessen lassen? Franziska statt Cornelia? Nie, nie und nimmer! Andererseits war ich mit Cornelia nur kameradschaftlich verbunden, sie

hatte mir mehrmals im Laufe unseres Zusammenseins zu verstehen gegeben, dass sie nicht mehr von mir wollte als Freundschaft. Also wenn Fran und ich ... Nein, da mache ich mir etwas vor. Es hätte niemals gut gehen können, nicht in dieser Konstellation, und ich ahnte bereits in dieser Nacht, was folgen würde. Ja, diese Ahnung war wirklich da, und dennoch war ich zu schwach, meine Konsequenzen daraus zu ziehen!

Am nächsten Tag trafen wir uns erneut, gingen gemeinsam ins Schwimmbad, und als wir nebeneinander auf unseren Badetüchern lagen, wurde mir bewusst, wie attraktiv Franziskas Körper trotz aller Knochigkeit war. Wie in jenen Träumen an der Nordsee trat das Verunstaltende in Form von Piercings und Tätowierungen in den Hintergrund, und ich begann in ihr die zu sehen, die sie ohne Schutz und Maskerade wirklich war.

Am Abend gingen wir essen und danach in eine Bar, tranken, lachten, flirteten. Es war spät in der Nacht, also begleitete ich sie auch an diesem Abend nach Hause. Sie nahm mich mit in die Wohnung, es gab noch Wein, Chips, Zigaretten. Und dann, ja, dann landeten wir in ihrem Bett. Schockiert? Ja, seien Sie es ruhig - ich war es auch! Und bin es noch heute! Aber es war passiert!

Das Klacken des Schlosses an der Wohnungstür ließ uns aufschrecken. Wir lagen nackt nebeneinander, ohne eine Möglichkeit, irgendetwas an der Situation ändern zu können, das ihr die Eindeutigkeit genommen hätte. Nur wenige Augenblicke, nachdem die Eingangstür zugefallen

war, ging die Türe zu Franziskas Zimmer auf und Cornelia stand wie ein dunkler Schatten vor uns.

„Nein!“, rief sie, das Entsetzen in ihrer Stimme hallt noch heute in meinem Ohr nach, „Nicht ihr zwei!“ Ohne ein weiteres Wort wandte sie sich um. Die Schlafzimmertür ließ sie offen, ich konnte noch sehen, wie sie die im Gang abgestellte Reisetasche nahm und in Richtung der Wohnungstür lief.

„Corny warte!“ Nackt, wie sie war, sprang Franziska aus dem Bett und rannte ihr nach. Doch bevor sie die Tür zum Treppenhaus erreicht hatte, war diese schon ins Schloss gefallen. Sie kehrte zurück, um sich in aller Eile etwas überzuziehen.

„Alles meine Schuld!“, sagte ich lahm. „Ich rede mit ihr, ich muss ihr klarmachen, dass ich sie nicht enttäuschen wollte.“

Franziska erstarrte in ihrer Bewegung und wandte sich langsam zu mir um.

„Sag mal“, ihre Stimme war ein kaum vernehmbares Zischen, „du kapiert überhaupt nichts von dem, was hier abgeht, oder? Bist du so naiv oder tust du nur so? Hier geht es doch nicht um dich! Das hier hat doch nichts mit dir zu tun! Glaubst du wirklich, Corny regt sich darüber auf, dass DU sie mit MIR hintergehst? Ich bin es, die schuld ist! ICH bin diejenige, die Cornelia betrogen hat! Doch nicht du! Es war mein Fehler, nicht deiner!“ Und sie rannte aus der Wohnung.

Ich war wie vor den Kopf gestoßen, als diese Aussage in mir nachwirkte. Waren die beiden ... ein Paar? Aber weswegen hatte Franziska dann ...

Als ich mich von meinem ersten Schock erholt hatte, zog auch ich mich langsam an und verließ die Wohnung. Auf der Straße war niemand zu sehen, Franziska genauso wenig wie Cornelia.

Daheim angekommen, in meinem Kopf nichts als Leere, unendliche Leere, schloss ich die Rollläden, suchte eine CD mit Connys Lieblingsliedern, setzte Kopfhörer auf, drehte die Lautstärke meiner Anlage nach oben, drückte die „Repeat-Taste“ und legte mich auf mein Bett.

Die Lieder rasten an mir vorbei, verwirbelten sich in meinem Kopf zu einem einzigen Klangklumpen, der sich festsetzte und jegliches Denken im Keim erstickte.

Als Conny mir diese CD geschenkt hatte, fragte ich sie, woher sie all die längst vergessenen Gruppen und Songs kenne.

„Vielleicht aus einem anderen Leben, wer weiß?“, erwiderte sie und sah mich mit einem Blick an, der mir verbot, weiter zu fragen.

Es müssen Stunden gewesen sein, die ich so dalag, ich habe keine Ahnung.

Die folgenden Tage vergingen wie im Nebel. Ich war betäubt von Selbstmitleid und der Hoffnungslosigkeit, Cornelia jemals als Partnerin, als Geliebte, als Frau zu gewinnen, vor allem aber durchtränkt von der Sorge um sie nach ihrem Verschwinden. Die Musik dröhnte weiter in meinem Gehirn, ohne jedoch den Klang von Cornelias Stimme verdrängen zu können.

„Nicht ihr zwei!“ „Nicht ihr zwei!“ „Nicht ihr zwei!“  
„Nicht ihr zwei!“ „Nicht ihr zwei!“

Bei allem was ich tat, hatte ich diese verzweifelten Worte in meinem Ohr. Der Vorwurf, die abgrundtiefe Enttäuschung, der Schmerz und das so erschreckend Endgültige, das im Klang ihrer Stimme gelegen war, machten mir Angst, riesengroße Angst.

Vergeblich wählte ich die Nummer ihres Handys, vergeblich die von Franziska. Erfolglos blieben meine Besuche an ihrer Wohnung, egal zu welcher Tages- und Nachtzeit, meine Nachrichten, die ich auf dem Anrufbeantworter hinterließ und die Zettel, die ich in den Briefkasten warf. Nichts! Cornelia und Franziska schienen wie vom Erdboden verschwunden. Als hätte es sie niemals gegeben.

Ich wusste nicht, wie es weitergehen sollte, was ich unternehmen müsste, um zumindest eine der beiden wiederzufinden. Ich hatte keine Ahnung, wo ich noch hätte suchen können, was für Möglichkeiten es gegeben hätte, mit ihnen Kontakt aufzunehmen. Ich schlief nicht, ich aß nicht, ich rannte ziel- und rastlos durch die Stadt, setzte mich auf mein Rad und fuhr planlos umher. Wie viele Tage ging das so? Zwei, drei, vier? Ich weiß es nicht, ich kann es nicht mehr rekonstruieren. Alles in mir war eine graue, tote Wand, und wenn mir heute jemand sagte, ich hätte in diesen Tagen dies oder jenes getan, ich könnte es weder verneinen noch bejahen.

Irgendwann lag ich wieder auf meinem Bett und muss vor Erschöpfung eingeschlafen sein, als das Telefon läutete. Es war Franziska. Sofort war ich hellwach. „Komm schnell!“, ihre Stimme war ohne jegliche Regung, „Komm!“